

Christian Blending: Gibt es heilige Räume? Theologische Besinnung

Der vorliegende Text gibt das Referat vom 19. Oktober 1979 im Wortlaut wieder. Sämtliche Tagungsbeiträge werden von der Evangelischen Akademie Bad Boll in einer eigenen Broschüre veröffentlicht, die im Frühjahr erscheinen soll. Sie kann dann über die Akademie (Adresse am Schluß dieses Artikels) bezogen werden.

Ein theologischer Beitrag zu einem Thema wie „Kirche und Denkmalschutz“ ist nicht ganz einfach und ich habe sehr gezögert mich in die Thematik einzuschalten. Ich bin kein Fachmann für Kirchenbau, nur Liebhaber, noch viel weniger ein Fachmann für Denkmalpflege. Ich habe es trotzdem gewagt, ein paar Überlegungen niederzulegen und möchte sie Ihnen vortragen: Vielleicht aus der verwegenen Einsicht heraus, daß manchmal der Nichtfachmann noch den einen oder anderen Gesichtspunkt hinzubringen kann. Vielleicht aus der nicht so verwegenen Überlegung heraus, daß Einsichten, die mit der biblischen Erkenntnis zu tun haben, eigentlich immer einen neuen Gesichtspunkt setzen, den man getrost einbringen darf, auch wenn er nicht fachbezogen erscheint.

Aus diesen Voraussetzungen heraus mögen Sie die folgenden Überlegungen mit hineinnehmen in die Gespräche, die uns nachher zum Abschluß der Tagung führen.

Gibt es heilige Räume? Eine Frage, die mit unserer Thematik nicht unmittelbar, aber mittelbar zu tun hat. Eine Hintergrundfrage, die aber einer Klärung bedarf, vor allem weil weder die Kirchenleute noch die Denkmalschutz- und Denkmalpflegeleute, noch die Architekten von Pragmatismus in dieser Frage frei sind, vor der Gefahr, nur noch von den dringend notwendigen Fragen der Bestuhlung oder der Heizung oder der Stellung des Altars zu träumen. Wir sollen von etwas anderem träumen und von da aus unsere Pragmatik einrichten. Davon wäre zu reden. Gibt es heilige Räume? Die Frage ist die, was man unter heilig versteht. Ich möchte Sie verschonen mit einem steilen theologischen Begriff von „heilig“, über den wir uns erst mühsam verständigen würden. Ich gehe von einem gängigen Begriff aus, denn das Wort ist ja im Sprachgebrauch auch sonst da. Man spricht davon, daß ein Ort oder Raum „durch Tradition geheiligt“ sei. Das ist ein gängiger Sprachgebrauch (kann auch was ganz anderes sein). Aber bereits wenn wir einen solchen Begriff in uns aufnehmen: „durch Tradition geheiligt“, wird wohl die verschiedene Gesprächslage deutlich, die zwischen den Interessengruppen, die auf dieser

Tagung miteinander im Gespräch sind, herrscht. Es könnte deutlich werden, daß wir nicht ganz die gleiche Sprache sprechen.

Da sind die Vertreter der Denkmalpflege, einer staatlichen Behörde, die eingerichtet ist, um Tradition und ihre Güter zu schützen und zu pflegen. Denkmalpflege muß sich wesentlich auf Tradition berufen und gründet darauf. Sie erlauben, daß ich in diesem Land einmal auf die bayrische Verfassung verweise. „Als Grund für die Einfügung denkmalrechtlicher Teile des Artikels 141“ (vgl. Artikel 86 der Verfassung des Landes Baden-Württemberg) „wird man die Achtung vor der eigenen kulturellen Vergangenheit ansehen können“ – wie es in der Einleitung zur Erläuterung des bayrischen Denkmalschutzgesetzes heißt. Diese Achtung ist ein hohes Gut und das Wort „Tradition“ gewinnt hier einen positiv gefüllten Klang. Sie ist wesentlich Selbstachtung, aus der Erkenntnis heraus, daß der Mensch ein in seiner Geschichte verwurzelter und sich in Auseinandersetzung mit dieser Geschichte immer neu findendes Wesen ist. Deshalb, nicht aus Nostalgie, ist Tradition zu pflegen. – Nostalgie ist eine der unfruchtbarsten Gefühlsströmungen der Zeit. Sie vermutet, wenn ich das so sagen darf, eine Ressource, nämlich ein nicht wiederzubringendes Gut der lebendigen Tradition, zum spielerischen Gefühl. Deshalb: Manifestationen solcher Ressourcen also, Manifestationen vergangenen gesellschaftlichen Lebens sind zu achten und zu bewahren, weil sie Spiegel sein können für die Gegenwart. Spiegel, in denen der gegenwärtige Mensch sich so oder so verzerrt sieht oder wiedererkennt. Vielleicht das Vergangene als verzerrt erkennt – vielleicht aber auch sich selbst. Aber weil der Mensch nicht nur ein bewahrendes, weitergebendes, traditionsweitergebendes Wesen ist, sondern auch ein sich selbst zerstörendes Wesen, deshalb hat die Gesellschaft, hat der Staat ein solches Gesetz ins Leben gerufen, das Schutz und Bewahrung festschreibt, das seine Probleme hat, das vielleicht auch einmal ein Bein stellen kann in der Frage, wie kann etwas weitergehen. Ein solches Gesetz hat seine eigene Problematik und ist deswegen, ist trotzdem in sich zu bejahen. Ich wage in solches Tun den

Begriff „heilig“ einzuführen: Heilig sind der Denkmalpflege und dem Denkmalschutz solche Orte und Räume, die ihnen anvertraut sind, in dem allgemeinen Sinn der Religionsphänomenologie, nämlich als unantastbar, nicht zu zerstören, zu schützen, nicht zu zertrampeln, nicht abzureißen. In der Erläuterung zum bayrischen Denkmalschutzgesetz wird einleitend als Aufgabe formuliert: die „Erhaltung der historischen Substanz“. Hinter diesem Streben nach Erhaltung ahne ich das Wörtchen heilig in einem ganz allgemeinen Sinn.

Auf der anderen Seite die Vertreter der Kirche. Sie werden einwenden, daß der Begriff heilig gleich unantastbar ein eben aus der allgemeinen Religionsphänomenologie entnommener und für die christliche Sicht unzulänglicher Begriff von heilig sei. Heilig ist nach der Offenbarung der Bibel Gott und das, was er mit den Menschen tut. Heilig ist also nicht ein Ort, oder besser: heilig ist ein Ort nur dann, wenn Heiliges in ihm geschieht. Also nicht der Ort als solcher, sondern das Geschehen in ihm ist heilig: die Verkündigung und die Antwort darauf, die Feier, der „Kult“ im weitesten Sinn, auch das Gebet als Antwort auf das göttliche Tun. Räume sind höchstens in abgeleitetem Sinne heilig. Und das bedeutet zugleich: das Heilige kann und soll überall geschehen. Und es gibt starke Strömungen in der evangelischen Theologie (die ich besser überschaue), vielleicht auch in der katholischen, die die Ausgrenzung heiliger Räume gerade verurteilt als ein falsches Auseinanderreißen von profan und sakral, das endlich überwunden werden muß, um dem Heiligen Gottes in der Welt Raum zu geben. Und so scheinen die Parteien, wenn ich sie so bezeichnen darf, aneinander vorbeizureden, weil sie mit dem gleichen Begriff nicht das gleiche intendieren.

Ich möchte die Wendung „durch Tradition geheiligt“ trotzdem zu einem Teil festhalten. Und zwar als Gegengewicht zu jenem zuletzt umrissenen theologisch-dynamischen Verständnis, das die Tradition zu überspringen geneigt sein könnte. Denn wir müssen ja nicht nur das Wort „heilig“ nach seinem Ursinn befragen, sondern auch das Wort „Tradition“. Der Traditionsbegriff ist unter uns auf eine gedankenlose Weise entleert, mißverstanden als bloße Schale, als abgestreifte oder abzustreifende Haut der Schlange, die sich verjüngen muß, als bedrückende Last, die abzuwerfen ist. Der Begriff „Tradition“, nach seinem Wort-sinn befragt, ist aber mehr. In Tradition wird „weitergegeben“, was frühere Geschlechter über lange Zeit als ihr kostbarstes Gut bewahrt haben. Und die heutigen, denen dies aus der Vergangenheit dargereicht wird, müssen fragen, ob sie das Dargereichte als alten Plunder wegwerfen oder unter der verwitterten Schale die Gabe erkennen. Sie sind gefragt, was sie damit anfangen. Tradition ist eine Herausforderung an die Gegenwart. Ein Raum, in dem solches Weiterreichen des kostbaren Gutes geschieht, ist nicht ein Raum wie alle andern, wenn es in ihm regelmäßig geschieht, wenn er dadurch geprägt ist. Er verändert seinen Charakter dadurch, daß das Weiterreichen der kostbaren Gabe in ihm immer wieder geschieht.

Solches Heiligwerden von Räumen geschieht bereits im profanen Bereich und geht von da aus über in den sakralen. Und ich bin weit entfernt die beiden auseinanderzureißen. Der profane Bereich, zum Beispiel mein Heimathaus, in dem ich geboren oder aufgewachsen bin, oder, wenn ich das Glück hatte, kein Beamtenkind zu sein, das meinen Eltern gehörte. Mein Heimathaus ist mir nicht ein Haus wie alle anderen. Unzähliges, nicht mehr Verrechnbares verbindet sich mit ihm. Was darin geschah, ist das, was die Religionsphänomenologie *Begehung* nennt. Das Immer-wieder-Handeln des immer wieder gleichen lebensschaffenden und

lebenerhaltenden gemeinsamen „Vollzugs“. Sinnerfüllt ist dieses Haus für mich und eine kleine Gemeinschaft von Menschen, meine Familie, meine Vorfahren. Sie haben es gestaltet durch ihre Begehung, durch das Arbeiten und Essen in diesem Haus, das Schlafen, Sich-Reinigen, nicht zuletzt durch das Geborenwerden und das Sterben. Solche Fäden verweben sich zu Handlungsfäden menschlichen Daseins, verweben sich fast unverlierbar mit dem Raum, dem Gebäude, in dem sie geschehen. Noch mehr: Es zeigt sich daß das „Numen“ am Ort noch länger sein kann, daß die „Laren“ das Haus nicht gleich verlassen, wenn die Familie es verläßt. Neulich erzählte mir jemand, daß er in seine alte Heimat nach Danzig zurückkehrte und das Haus suchte, wo er geboren ist. Das war inzwischen bis zur Unkenntlichkeit umgebaut, aber es stand noch. Und es war ein Schock für diesen Menschen, als er den Bezügen begegnete, die wie Gespenster noch über diesem Ort walteten.

Ein Ort aber, der nicht nur einer Familie, sondern der einer Stadt, einem Gemeinwesen, einer Gemeinde, einer religiösen Gemeinschaft, als Heimat gedient hat, mit dem sich also Begehung regelmäßiger Gemeinschaft verbindet: ein solcher Ort ist noch viel weniger einer wie alle anderen. Er ist die *Sinnmitte* des Gemeinwesens. Das empfindet noch der gedankenloseste Tourist, der eine Stadt besucht. Er weiß im Grunde, wenn er am Dom vorbeiläuft, ist er am Eigentlichen vorbeigegangen. Auch wenn er zehn Vergnügungstätten besucht hat. Für den Menschen des Mittelalters und im katholischen Bereich noch für Zeitgenossen, verbindet sich die Erfahrung solcher Sinnmitte eines Gemeinwesens mit dem Vorhandensein von spezifischen Reliquien von Heiligen des Ortes. Ich habe als evangelischer Christ damit lange nichts anfangen können. Ich habe in der ihrem Charakter nach noch sehr „katholischen“ St.-Lorenz-Kirche in Nürnberg da manches gelernt: Die Reliquien der Heiligen sind die sinngebende Mitte im Gefüge des Ortes gewesen. Im Mittelalter reiste man nicht nach Trier, sondern man wallfahrtete zum Heiligen Rock. Man reiste nicht nach Köln, sondern wallfahrtete zum Schrein der Heiligen Drei Könige. Und der Tourist der Gegenwart, der solche Stätten besucht, will dort auch nicht, wie ein Kunsthistoriker mir etwas spöttisch sagte, „Faltenwürfe zählen“ und will auch nicht in erster Linie die Früh- mit der Spätgotik vergleichen. Das sind alles vordergründige Rationalisierungen eines tieferen Bedürfnisses. Im Grunde sucht er Sinn, Geborgenheit, eine weitere Heimat, eine bessere, eine umfassendere. Er fragt nach dem inneren Bezugspunkt des von ihm besuchten Gemeinwesens. Er mag noch so säkularisiert sein: daß dies nicht ein Ort wie alle andern ist, weiß er. Und auch wir Theologen werden es ihm nicht ausreden. Es ist an manchen Orten mehr „Heiligkeit“ als an andern, was immer man darunter verstehen mag und ich lasse das Wort in seiner Unschärfe so stehen. Nein – ich möchte es doch versuchen zu verdeutlichen: Es gibt Orte in denen deutlich wird, daß die Welt nicht nur der Gegenstand menschlichen Machens ist und vorgeblicher menschlicher Allmacht, wie alles andere, was uns in unserer zweiten Haut, der Kulturwelt, anspricht. Obwohl auch diese Kirchen „gemacht“ sind. Aber erfahren wird dort, daß die Welt eben nicht nur von Menschen zu einem toten Ding herabgewürdigt werden kann. Und nach solchen Orten hat auch der modernste Mensch eine Sehnsucht, die ihm oft kaum bewußt ist.

Ein Drittes: Nun tritt die Frage hinzu, wie solche Räume dem Charakter des Musealen entgegen können, der toten Gegenständlichkeit, von der sie alle bedroht sind. Das Numen ist nur eine Zeitlang am Ort, dann verschwindet es, zieht sich zurück. Deswegen – und das ist, das war einer der

roten Fäden, die in dieser Tagung durchgezogen wurden: deswegen ist das, was ich die Begehung nannte, was mit Kultus für gewöhnlich bezeichnet wird, unabdingbar mit diesen Räumen verbunden: daß das Heilige in ihnen weitergeschieht auf alte oder neue Weisen. Wo die Begehung abstirbt, stirbt, wenn auch erst nach einem allmählichen abklingenden Prozeß oder Rezeß, auch die Heiligkeit dieses Ortes, die ja eine abgeleitete ist. Die Art des Kultus ist dabei gar nicht letztlich entscheidend. Der Schriftsteller Erhard Kästner, der Verfasser der „Stundentrommel vom Heiligen Berg Athos“ und anderer wichtiger Bücher, der von solchen Dingen sehr viel verstand, stellt in seinem Buch „Aufstand der Dinge“, seinem letzten Werk – einem Werk über Byzanz – die These auf: die eigentliche Entweiheung der Hagia Sophia in Konstantinopel/Istanbul geschah nicht 1453, als Sultan Mehmet die Stadt dem christlichen Glauben entriß und die Kirche zur Moschee machte. Sie geschah vielmehr 1935, als sie nach vierzehn Jahrhunderten ununterbrochenen Gottesdienstes von Kemal Pascha zum Museum gemacht wurde. Ich zitiere: „1935 verstarb sie. Museum. Nun war wichtiger als alles: Forschung. Nun war diese Kirche ein Gegenstand. Nun war sie Kunstgeschichte. Nun war sie für den Weltverbrauch der Reisenden da, die, während sie die Welt verbrauchen, sich mitverbrauchen ohne es wahrzunehmen. Denn die unheimlichsten Verluste sind die, die nicht mehr gefühlt werden“.

Sind solche heiligen Räume unantastbar? Antwort: ganz sicher nicht! Der Begriff der Unantastbarkeit schiebt sich immer wieder hinein und hat sich doch selbst überholt. Ich sagte, das Heilige ist, jedenfalls nach der Botschaft der Bibel, das, was zwischen Gott und Menschen geschieht. Gott heiligt durch seine Bewegung, die er in die Welt bringt. Das ist heiligendes Tun. Und nun bringen die Menschen, die ja keineswegs wie ein Stein sich dazu verhalten, sich und das Ihre hinzu, um es heiligen zu lassen. Und sie bringen es auch in die Kirchen hinein. So haben es sich die Kirchen gefallen lassen müssen, immer wieder mit dem gesellschaftlichen Leben ihrer Zeit angefüllt zu werden. Mit dem, was an Ängsten, Gefühlen, an Dank und Furcht da war, bis hin zu den Kriegerdenkmälern problematischen Angedenkens. Die Menschen wollten mit ihrem Leben und all seinen Äußerungen in die Nähe des heiligen Gottes kommen. Es standen ja, das wurde gestern angerührt, in alter Zeit die Kirchen auch nicht auf einem freien Platz im Grünen, abge sondert, sie standen höchstens inmitten des Friedhofs und drückten damit den Gedanken der Gemeinschaft der Heiligen aus. Gewöhnlich aber standen sie umgeben von Häusern und Hütten, die sich in die Nähe der göttlichen Gegenwart drängten. Stilfragen spielten bei solchem Umgang, bei solchem integrierenden Umgang der Menschen mit ihrer Kirche, nur selten eine Rolle. Die stilreinen Kirchen, die wir bewundern, der Speyerer, der Bamberger Dom, Ulm, Nürnberg sind ja allesamt purifiziert in der Zeit des 19., romantischen, rückwärts gewandten Jahrhunderts und damit zurückgenommen auf einen Stil, der als allein heilig galt. Damit war aber eine Ausgrenzung in Gang gebracht, die das Heilige in einen sterilen, von der Umwelt abgesetzten Innenraum bannte. Und das wäre meine Hauptfrage an das 19. Jahrhundert, um die Diskussion von gestern aufzunehmen: nicht die Stilmachung, sondern die Stilausgrenzung. In einer Zeit vorher, in der Tradition noch lebendige Weitergabe an die Gegenwart war, da änderte man unbefangen.

Allerdings änderte man auch nicht um jeden Preis, nicht um des Veränderns willen. Vielmehr war man oft auch da pietätvoll, wo man es heute aus Gründen der Stilreinheit nicht mehr wäre. Mir ist ein Beispiel aus meiner fränkischen

Heimat im Sinn: Als in Neuendettelsau die neugotische Kirche des Anstaltsgründers Wilhelm Löhe zu klein wurde, um die Jahrhundertwende, und zur Debatte stand, ob sie abgerissen und an ihrer Stelle eine schönere, größere, moderne, gestellt werden sollte – da entschied der bedeutende Nachfolger von Wilhelm Löhe, Hermann Bezzel, dagegen. Er sagte: „Ein Raum, der so durchbetet worden ist, soll nicht abgerissen werden“. Und so steht er noch heute, eingebaut in seine Erweiterungen.

Das Heilige ist zu erkennen als etwas Dynamisches, das nicht kalkuliert werden und nicht in Gesetze eingefangen werden kann, von seinem Wesen her. Nicht peinlicherweise, sondern Gott sei Dank! Es kann sich Heiliges einmal so äußern, es kann einmal so respektiert werden, daß Bewahren und Nichtbetreten und Nichtzerstören Gebot ist! Es kann aber ein solcher Begriff von „heilig“ überschritten, transzendiert werden, durch einen wichtigeren, weiterführenden, wie ich meine, biblischeren, nämlich durch die Dynamik Gottes. Gottes Dynamik benutzt auch heilige Räume – aber relativiert zugleich ihre Heiligkeit. Gott, so hörten wir heute früh in der Morgenandacht, will „im Geist und in der Wahrheit angebetet“ werden (Johannes 4). Nicht in diesem oder jenem Heiligtum exklusiv, sondern im Geist und in der Wahrheit. Das sind zwei Worte, über die man lang meditieren kann. Schnöde Semantiker von heute sagen, es seien Leerformeln. Ich setze dagegen: diese Worte „Geist und Wahrheit“, haben ihre eigene Evidenz, die jedermann versteht, wenn man das Gegenteil sich vor Augen hält, nämlich Ungeist oder Gedankenlosigkeit und Lüge oder Unwahrheit. Geist und Wahrheit haben ihre eigene Kontur und Dynamik. Sie können nicht Prinzipien einer bloß weiterschleppenden Tradition sein, sondern sind Prinzipien der Veränderung in der Bewahrung der Transformation in der Weitergabe lebendiger Tradition. Diese Dialektik ist auszuhalten. Ein Gottesdienst, das wären zwei Proben auf das Gesagte, ein Gottesdienst ohne „Geist und Wahrheit“ ist ein „tönendes Erz und eine klingende Schelle“, nicht mehr wert als andere Propagandaveranstaltungen, die man auch feierlich ausschmücken kann, und die irgend einem Interesse dienen. Und eine Denkmalpflege von Kirchen ohne „Geist und Wahrheit“ ist nicht viel mehr, verzeihen Sie mir den Ausdruck, als ein Mumien schminken, pietätvoll und makaber zugleich.

Das Heilige Gottes will aber nicht eingesargt werden, sondern will hinauswirken in die Welt, aus dem Raum heraus, in dem es zunächst sein Zelt aufgeschlagen hat. Denn Gott will nicht Räume, sondern Menschen. Er will die Welt heiligen und ändern. Und am Ende der Tage wird es keinen Tempel mehr geben. Im neuen Jerusalem ist der Herr selber der Tempel, sagt Offenbarung 21.

Solange wir aber hier auf der Erde leben, sollen die Räume, in denen Gottes Gegenwart primär erfahren wird, davon etwas ausstrahlen. Was wären das für christliche Kulträume, die von dieser Erwartung nichts spüren ließen! Die alles in die Gegenwart verlegten, oder, gar in die Vergangenheit! Sie dürfen durchlässig bleiben, diese Räume. Ihre Anlage, architektonische Gestaltung, auch die Frage der Einbeziehung alter und überkommener Gegenstände und Gestaltungen, ihre Einbeziehung ins Gemeinwesen, ihre Einrichtung im Innern: das alles soll spüren lassen, daß dieser Ort ein wichtiger Durchgang ist. Ein vorübergehender Anlegeplatz für die Dynamik Gottes zur Welt hin, von der diese Welt Sinn, Leben, Geist und Wahrheit erhält.

*Christian Blendinger
Evangelische Akademie Bad Boll
7325 Bad Boll*